

Gespräch mit der Todin

Von Theodor Weißenborn

Nun ist Herbst. Der Park ist schon totgesagt, und es bläst ein Wind, der treibt mich vor sich her, ähnlich wie vor sechzig Jahren, als ich, freihändig auf dem Fahrrad fahrend, meine Jacke öffnete und entfaltete wie ein Segel, das ich ihm rechts und links von mir vors Gebläse hielt, und er trieb mich dahin und immerfort geradeaus auf der fast schnurgeraden Chaussee von Kempen am Niederrhein bis Wachtendonk, Aldekerk, Geldern und Kevelaer.

Den Wind im Rücken, lasse ich mich trudelnden, stolpernden Gangs durch die Kastanienallee dem Café zutreiben, mitsamt einigen frühverblichenen fahlgelben Blättern, einem zerknüllten Tempotaschentuch und einer nicht mehr ganz jungen BILD-Zeitung, ich fühle den steten, sanften Schub, der mir das Gehen erleichtert, fühle mich getragen, genieße es, lasse es zu, und so schiebt mich der Wind dahin, wohin ich will, öffnet mir auch noch die Tür zum Pavillon, und erst dort, um die Tür hinter mir zu schließen, muß ich mich ihm widersetzen.

Nicht Regen, aber ein feuchter Nebel weht durch den Park. Herbstlaub fällt von den Zweigen, wird schräg fortgewirbelt, läßt sich davontragen, von da nach dort, matt, widerstandslos, manche Blätter gleiten über die Lichtungen zwischen den Baumgruppen wie Vögel ohne Flügelschlag, und ich denke: tot. Tote Blätter, *feuilles mortes*, wie die Franzosen sagen.

Nicht viele Gäste sind hier. Vielleicht wegen des trüben Wetters. Ich sitze allein am Tisch, zwei oder drei der anderen Tische sind noch frei. Ich blicke durch die große beschlagene Scheibe, in die ich mit dem Ärmel eine klare Stelle gewischt habe, blicke hinaus, verrühre Zucker und Milch und habe nichts zu tun außer diesem: dem Verrühren der Milch und des Zuckers.

Und es ist nichts zu erwarten – aber alles geschieht.

Aus der Tiefe des Parks, auf dem rötlichen Makadamweg, kommt eine hagere, große, ganz in Schwarz gekleidete Frau heran, die an einem schwarzen Stock mit waagrecht Krücke und schwarzem Gummifuß geht. Es ist ein Stock, wie Orthopäden ihn verschreiben. Sie geht sehr langsam, kommt nun auf den Eingang des Pavillons zu, und: *la mort*, denke ich, es ist die Todin.

Der Tod ist im Französischen weiblich, wie auch im Russischen, so daß es bei genauer Übersetzung »die Todin« heißen muß. Ich denke an Turgenjews Novelle von den »lebenden Gebeinen« und denke: das ist die Todin, die Lukerja erscheint, um ihr zu sagen, daß ihr Leben noch bis nach dem Petrifasten währt, und für eine Sekunde durchfährt mich das Gefühl der Zärtlichkeit des turgenjewschen Erzählers, die die Zärtlichkeit des erzählenden Iwan Turgenjew ist, und ich schließe die Augen und öffne sie erst wieder, wie eine Frauenstimme mich fragt, ob ich erlaube, daß man hier Platz nimmt.

Und wie ich aufblicke, sehe ich, daß die Todin da steht und sich setzen möchte. »Aber natürlich!« sage ich, und sie setzt sich, mit einiger Mühe, sie hatte einen

Oberschenkelhalsbruch, sagt sie, aber es geht schon wieder, und nun sitzt sie mir gegenüber, traurig und alt und seufzt – ich weiß nicht so recht, warum, aber, da bin ich sicher, ich werde es bald erfahren.

Die Todin hat meine Gesellschaft gesucht. Vielleicht sucht sie Schutz. Was kann man da tun?

»Sie sind in Trauer?« habe ich behutsam gefragt.

Sie hat zum Fenster hingeblickt und gesagt: »Ich bin immer in Trauer.«

Und als ich sie, wohl etwas verwundert, ansah, fügte sie hinzu: »Es sind so viele, wissen Sie.«

»Ja, weltweit«, sagte ich.

»Auch hier«, sagte sie. »In jeder Sekunde. Bei jedem Ticken. Man kann es hören. Ich höre es immerzu. Vor allem des Nachts. In der Dunkelheit, wissen Sie.«

»Die Geräusche sind dann lauter«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie.

Sie trank ein Mineralwasser. Sie sah zum Fenster hinaus, lange Zeit, dann sagte sie: »Vergangene Nacht haben sie gleich zwei geholt.«

»Wer hat wen geholt?« fragte ich.

»Der Leichenwagen«, sagte sie. »Zwei aus dem Heim. Aus dem Pflgetrakt. Nein, eine aus der Intensivstation. Aus der Geriatrien.«

Ich schwieg.

»Fast jede zweite Nacht«, sagte sie. »Es geht im Aufzug runter. Auf der Bahre. Vom OP neben der Intensivstation direkt runter in den Keller. In den Kühlraum. Da werden sie eingesargt, und dann von der Tiefgarage aus raus und zum Friedhof.«

»So viele?« sagte ich.

»Fast zweihundert jedes Jahr«, sagte sie. »Totiens, quotiens. Soviele Zugänge, soviele Abgänge. Immer konstant. – Sie machen es nachts, damit keiner etwas davon merkt. Das mögen sie nicht.«

»Sie meinen die Heimleitung?«

»Nicht nur die. Auch die Ärzte. Sie mögen es nicht. Man soll es nicht sehen. Sie bringen sie heimlich runter und dann aus dem Haus. Immer des Nachts. Meistens gegen vier Uhr morgens.«

»Und woher wissen Sie das?«

»Weil ich nicht schlafen kann. Ich stehe nachts auf und gehe umher. Durch den Flur. Vom Flurfenster aus, am Ende des Flurs, da kann ich die Ausfahrt der Garage sehn. Da fahren sie rein, und da kommen sie raus. Das Tor geht auf und zu, da hört man nichts, das geht ganz geräuschlos. Alles automatisch.«

Ich habe nicht gewußt, wie ich die Todin hätte trösten können, und so habe ich geschwiegen. Vielleicht, dachte ich, vielleicht fällt mir noch etwas ein, dann sage ich es. Wenn ich das Gefühl habe, daß es stimmt und daß es ihr guttut.

Vielleicht hat es der Todin gutgetan, daß ich schwieg.

»Am schlimmsten ist es auf der Pflegestation«, sagte sie. »Die Obstipation, wissen Sie. Sie werden ausgeräumt, so nennt man das. Entleert. Mit speziellen Löffeln. Man hört sie schreien. »Sie quieken wie die Schweine«, sagt die Schwester.«

»Was soll man machen?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte die Todin. »Vielleicht würden sie lieber hungern.«

»Auch ver-hungern?«

»Einige vielleicht. Ich selbst ganz bestimmt. – Aber man fragt sie nicht, was sie wollen. Man zwingt sie zu leben.«

»Nur ein lebender Patient ist ein guter Patient«, sagte ich.

»An den Toten verdient nur noch das Bestattungsgewerbe.«

»Ich glaube, es ist eher das Prinzip«, sagte sie.

»O je!« sagte ich, »Prinzipien machen mir Angst. Pascal hat gesagt: ›Übertriebene Tugenden werden zu Lastern.«

»So ist es«, sagte sie.

Die Todin trauerte um die Lebenden und die Sterbenden, auf deren Wohl sie bedacht war, das sie gefährdet sah und zu dem sie gern beigetragen hätte, wären die Apparate und ihre Bedienungsmannschaften nicht mächtiger gewesen.

»Es ist die Lautlosigkeit«, sagte sie, »die lautlose Gewalt, mit der sie alles ersticken. Indem sie das Sterben ersticken, ersticken sie das Leben.«

Die Todin war Arztwitwe. »Mein Mann«, sagte sie, »hätte sich nie zu so etwas hergegeben. Er hat immer gesagt: ›Es geht nicht darum, Jahre an das Leben zu hängen, sondern Leben in die Jahre zu bringen.«

»Das gefällt mir!« sagte ich.

Die Todin schwieg und fragte dann, aus einem Nachdenken heraus: »Was meinen Sie, wie ist das mit dem Leben nach dem Tod?«

Ich war überrascht. Das müßte sie selbst doch am besten wissen, dachte ich, so wie die Tage und die Stunden ihr bekannt sein mußten – wie Lukerjas Tod nach dem Petrifasten. – Aber: vielleicht will sie dich prüfen, dachte ich, und so sagte ich heiter: »Ich denke, wir kehren dahin zurück, von wo wir gekommen sind. Wenn das Seinsganze oder der Urgrund oder Gott eine Frau wäre, könnte man sagen: Wir regredieren in uterum.«

»Das denke ich auch«, sagte sie. »Das ist sehr hilfreich. So oder so ähnlich, mit anderen Worten, sage ich's auch, wenn mich jemand fragt.«

Sie hat nicht meinen Rat, aber doch eine Bestätigung, eine Bestärkung, also eine Firmierung gesucht, dachte ich. Auch sie, die Todin, braucht eine Hilfe. Man muß der Todin zu Hilfe kommen wie der Gottheit, der Welt und dem Leben.

»Neulich, mitten in der Nacht, war's wie ein Blitz«, sagte sie. »Ich hab gleich auf die Uhr gesehen, es war halb drei, und ich wußte: jetzt ist es geschehn. Und als ich am andern Morgen in die Zeitung sah, da hab ich's gelesen: in *der* Nacht, genau um halb drei, war der Bundespräsident gestorben.«

»Theodor Heuss«, sagte ich.

»Nein. Carl Carstens«, sagte sie.

»Carstens Bundespräsident?« sagte ich. »Da stimmt doch etwas nicht!«

Sie sah mich groß an und lächelte dann: »Nun ja«, sagte sie, »wir haben wohl alle unsere kleinen Macken.«

Da überließ mich siedend: was ich verdrängt hatte, der Gedanke an meine Amnesie war wieder da. Oder sollte ich sagen: was hätte da sein müssen, was ich hätte wissen müssen, das war fort, war wie ein Loch, buchstäblich ein Loch in meinem Kopf, aber nicht in der Kalotte, sondern ein Hohlraum in ihrem Innern, darin nur ein Staub, ein Gebrösel noch war, vielleicht ein Gerinsel oder ein Rest geronnenen Blutes.

Ich wünschte, die mündliche Prüfung in Geschichte wäre unterblieben. Ich war ohnehin in der Schule nie weitergekommen als bis zur Bismarckschen Sozialgesetzgebung, war nach dem Abitur an die Front gekommen – von dort hätte ich berichten können, aber Steffi hatte mich geschont und nicht gefragt, und mein Vater, der wohl auch Hohlräume im Kopf hatte, war nur neugierig gewesen, zu erfahren, ob die Kathedrale in Minsk noch stehe, und hatte ästhetisierend von den Sonnenuntergängen am Paipussee (oder war's am Ladogasee?) geschwärmt.

Nun war ich ein Krüppel, eine halbe Portion, und auch das Tempo, in dem ich die Schachaufgaben gelöst hatte, die der Zivi für mich gesammelt hatte, konnte nicht darüber hinwegtäuschen. Zu derlei isolierten Leistungen waren auch Schwachsinnige mittleren Grades fähig, die konnten manchmal im Kopf siebenstellige Primzahlen ausrechnen.

Die Todin hatte sich freundlich verabschiedet, hatte mir die Hand gegeben und war gegangen.

»Auf Wiedersehen!« hatte sie gesagt.

Das Gespräch mit der Todin war angenehm gewesen, und mit dem Gefühl einer sanften, nicht schmerzlichen, eher wehmütigen Trauer war ich zurückgeblieben, ihr nachblickend, wie sie auf dem feucht dampfenden Makadamweg davonging in Richtung des Hauses und in der Tiefe des Parks, fern am Ende der Allee, in weißlichem Nebel verschwand. Ich hatte das Gefühl, ihr nachgehen, sie einholen zu müssen, um von dort, wo sie meinem Blick entschwunden war, zurückzuschauen auf mich selbst, der ich hinter ihr zurückgeblieben war oder vor dem ich davongelaufen war, der mich einzuholen suchte und auf den ich nun wartete wie auf einen Verlorenen, nach dem ich mich sehnte und den ich hätte in die Arme schließen mögen wie Steffi, die mir vorausgegangen war dahin, von wo wir gekommen waren, der ich folgte, um sie einzuholen, und die mich erwartete, vielleicht – nach dem Petrifasten.